



# Illustriertes Sonntags-Blatt

1913. \* Nr. 41

Beilage zur  
**Deutsch-Ostafrikanischen Zeitung**  
 G. m. b. H., Daresalam.

## Alles umsonst.

Roman von Valther Kabel.  
 (Fortsetzung.)

Die Kommerzienrätin hatte bei ihrer Tochter vielleicht eine knappe Viertelstunde verplaudert. Das Thema „Baron Weitra“ hatte sie allerdings bald fallen lassen müssen, da Asta eine weitere Erörterung dieser Angelegenheit auch jetzt höflich aber entschieden ablehnte. Es war ja aber auch so noch genug Gesprächsstoff für die beiden Damen, besonders heute nach dieser ersten Gesellschaft, und Frau Wilma fuhr ganz erheitert zusammen, als die zierliche Stube der ersten Schreibstube mit ihren hellen Schlägen den Ablauf der letzten Morgenstunde ankündigte. Eilig verabschiedete sie sich, schaute über den Korridor und wollte eben in ihr Zimmer eintreten, in dem sie die drei Deckenbirnen des elektrischen Kronleuchters hatte brennen lassen, als sie entsetzt zurückprallte. Denn im gegenüber im Rahmen der offenen Balkontür stand eine ihr unbekannte Männergestalt, die jetzt blitzschnell hinausglitt, auf das eisenerne Geländer des Balkons kletterte und dann lautlos in der Tiefe verschwand.

Die Kommerzienrätin stand noch immer an allen Gliedern zitternd und unbehilflich, sich zu rühren, da sie sich ein schriller Schrei aus ihrer wie zugeschnittenen Kehle losrang. Dann rannte sie die Tür ihres Zimmers hastig wieder zu, um wenigstens diese eine Scheidewand schnell zwischen sich und den unheimlichen Eindringling zu bringen, und flog die wenigen Schritte bis zu dem Schlafzimmer ihres Gatten hin. Ihre bebende Hand fand zunächst den Drücker nicht. Endlich — sie wollte die Tür aufstoßen, doch diese war von innen verriegelt. „Artur — öffne — schnell — schnell.“

In höchster Angst gellten diese Töne durch das stille Haus.

Und dann fing Liskow die halb Ohnmächtigen in seinen Armen auf und führte sie zu dem nächsten Sessel. „Was ist denn geschehen... So beruhige dich doch, Wilma, ... Was in aller Welt ist dir zugestoßen?“ fragte er immer wieder. Es dauerte eine geraume Weile, bis sie sich endlich soweit gefaßt hatte, daß sie ihm alles mitteilen konnte. „Eine Männergestalt?“ ... meinte er darauf ungläubig. „Du dachtest dich wohl getäuscht haben, Kind. Du bist übermüdet, deine Nerven auch sicher stark angegriffen. Vielleicht war's nur

eine Sinnestäuschung. So etwas soll ja vorkommen... Nun, ich kam ja gleich mal nachsehen, ob...“

Er wollte in ihr Schlafzimmer eilen. Aber ihre Arme hielten ihn nicht los.

„Bleib, bleib, — ich vergehe sonst vor Furcht“, flehte sie unter Tränen. Und noch fester krallten sich ihre Finger um seinen Arm.

Zum Glück erschien Asta, die die angstvollen Rufe ihrer Mutter herbeigelockt hatten, in diesem Augenblick in der Tür. Liskow verständigte sie mit wenigen Worten von dem Vorgefallenen und konnte nun endlich, nachdem so viel kostbare Zeit verstrichen war, in das Nebenzimmer stürmen. Sehr bald kehrte er wieder zurück.

„Du mußt dich wirklich geirrt haben, Schatz“, meinte er achselzuckend. „Von einem Einbrecher — denn um einen solchen konnte es sich hier doch nur handeln — ist weder in deinem Zimmer noch auf dem Balkon die geringste Spur zu entdecken.“

„Er hat sich eben vom Geländer in den Hof hinabgelassen. Das sah ich ebenso deutlich wie ich dich hier vor mir erblickte“, erwiderte sie hartnäckig.

Dann rief ein anderer Gedanke sie förmlich von ihrem Sitz hoch. „Meine Brillanten... Sie lagen auf der Matte des Krüßers...“

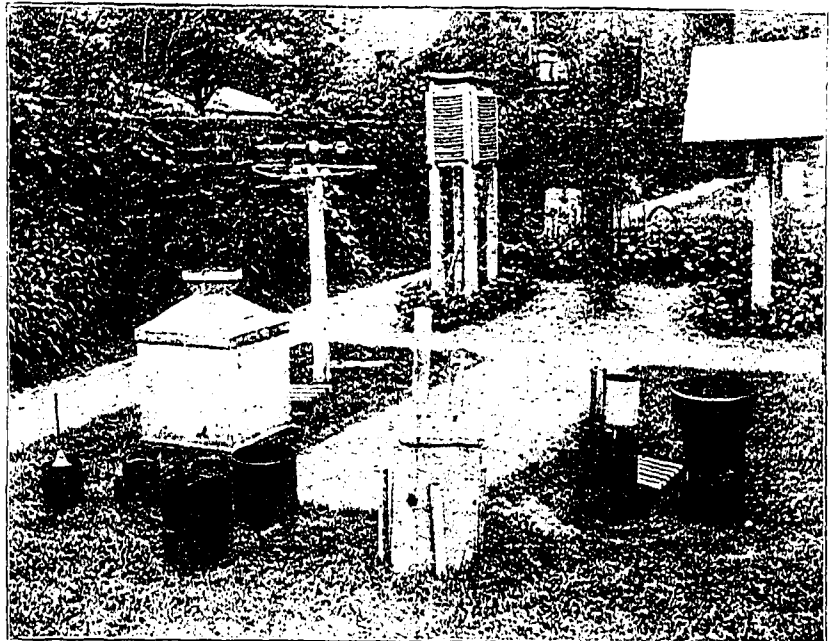
Schon war Liskow wieder verschwunden. Auch Frau Wilma hatte die neuen Befürchtungen plötzlich kräftige Kräfte verliehen. Schnell war sie ihm nachgeeilt: ihr auf dem Fuß folgte die nicht minder beklügte Asta.

Die Brillanten waren nirgends zu erblicken. Vergebens rief Frau Wilma Schubfächer und Schränke an. Vielleicht hatte sie den Schmuck doch irgendwo anders hingelegt. Alles umsonst... Die Pretiosen waren geraubt. Darüber konnte man nicht länger im Zweifel sein.

Der Kommerzienrat bewies auch jetzt seine schon oft bewährte Kaltblütigkeit. Er weckte sofort den Diener und schickte ihn auf die nächste Polizeiwache.

„Sagen Sie mir, daß Brillanten im Werte von etwa zweihundertfünzigtausend Mark gestohlen worden sind. Das wird den Eifer der Beamten wohl etwas anspornen. Und krommeln Sie auch den Portier heraus. Schubert soll gleich zu uns nach oben kommen.“

Das war für Liskows ein trauriger Abschluß ihres ersten Gesellschaftsabends. Niemand dachte an Schlaf. Auch die beiden weiblichen Dienstmädchen hatten sich in aller Eile wieder angezogen und standen mit übermüdeten, ängstlichen Gesichtern umher. In



Eine Gruppe von Regenmessern. (Mit Text.)

der großen Wohnung war ein fortwährendes Gehen und Kommen. In allen Zimmern brannte Licht. Die Revierwache hatte zwei Kriminalbeamte entsandt, die nochmals das Schlafgemach der Hausfrau, den Balkon und den Hof genau durchsuchten. Aber wenn der Dieb auch vielleicht irgendwo am Geländer des Balkons oder unten auf den Treppen des Hofes zunächst eine Spur hinterlassen haben mochte, — der noch immer herabrieselnde Regen mußte längst alles fortgewaschen haben. So blieben denn die ersten Nachforschungen vollständig ergebnislos. Der Morgen graute bereits, als wieder etwas Ruhe in der ersten Etage des palastähnlichen Mietshauses am Kurfürstendamms einkehrte. Die beiden Beamten verabschiedeten sich. Am Vormittag würde der Herr Kriminalkommissar Werner sich einfinden und die weiteren Ermittlungen in die Hand nehmen, versprach der eine. Bis dahin sollten die Herrschaften sich nur gedulden. — Auch Schubert, der Portier, ein wahrer Hühner mit einem martialischen Schnurrbart, fragte, ob er noch gebraucht würde. Er müsse in den Keller, um nach der Zentralheizung zu sehen. Viskow drückte ihm einen Taler und ein paar Zigaretten in die Hand, worauf der Kiese gleichfalls verschwand.

„Vergl' euch auch noch etwas aufs Ohr, Kinder“, meinte der Kommerzienrat dann zu dem Diener und den beiden Mädchen. „Helfen könnt ihr hier doch nichts.“

Die drei schlichen wortlos davon. Aber aus Schlafengehen dachten sie nicht. Dazu hatte dieser Zwischenfall sie viel zu unruhig gemacht. Marie, die Köchin, die ebenso wie auch das Stubenmädchen schon bei Frau Wilma gedient hatte, als diese noch von Zoukreeven hieß, braute in der Küche einen starken Kaffee, und dann saßen die drei beisammen, besprachen die aufregenden Ereignisse dieser Nacht und stellten allerlei Vermutungen an, wer der freche Spitzhube wohl gewesen sein könnte, und ob die Polizei ihn bald erwischen würde.

Auch die Herrschaften drüben im Bibliothekszimmer behandelten noch immer dasselbe Thema. Frau Wilma lag in einem der tiefen Klubessel und riß nervös immer neue Stüchchen von ihrem Spizentafchentuch ab, während Asta auf dem Divan in der Fensterrede zusammengesauert saß und trübe vor sich hinstarrte. Der Kommerzienrat selbst ging mit unruhigen Schritten um den großen, mit Büchern und Wappen bedeckten Mittelisch herum und entwarf alle bald diese, bald jene Möglichkeit, wie der Raub ausgeführt sein könnte.

„Darüber bin ich mir jedenfalls vollständig im Klaren, daß nur jemand als Täter in Betracht kommt, der mit den Verhältnissen hier im Hause genau vertraut ist. Derselben Ansicht waren ja auch die Kriminalbeamten“, meinte er jetzt.

Als er von seinen Damen keine Antwort erhielt, trat er leise gähmend an das eine Fenster, schlug die Portieren zurück und schaute hinaus in die sahle Dämmerung des heraufziehenden Morgens. Es regnete noch immer. Das Asphaltpflaster des Kurfürstendamms blinkte in dem Lichte der großen Gasandelaber wie polierter Stahl. Traurig redeten die entlaubten Bäume ihre feuchten Äste zum Himmel empor. Hin und wieder glitt fauchend ein Auto die Straße entlang oder klapperten müde die Hufe einer Taximeter-Droschke vorüber.

Viskow ließ die Portiere fallen und drehte sich um. Wieder gähnte er.

„Schlafen gehen — das lohnt ja kaum mehr“, meinte er, seine Uhr ziehend. „Gleich halb acht. Wenn der Kriminalkommissar kommt, müssen wir doch dabei sein. Lange wird der ja sicher nicht auf sich warten lassen. Zimmerhin — legt euch wenigstens halb angekleidet noch aufs Bett. Ich bleibe jedenfalls auf.“

Die beiden Damen verschwanden. Sie waren zum Ansinken müde.

Viskow steckte sich eine frische Zigarette an und holte sich dann aus dem Büfett des Speisesaales ein Gläschen und die Flasche mit dem alten französischen Cognac herüber. Dreimal schenkte er sich ein. Dann begann er wieder seine ruhelose Promenade um den Tisch. Ihn begann zu frieren. Er warf sich in den Klubessel, in dem vorher seine Frau gesessen hatte, zog die Divandede über die Knie und sann und sann. Es mußten wunderliche Gedanken sein, die das Hirn des einsamen Mannes durchkreuzten und jetzt, wo er keinen Beobachter zu fürchten hatte, seinen Gesichtsausdruck ständig wechseln ließen. Bald stierte er mit einer Miene wilder Verzweiflung geradeaus, dann irzte sein Blick wieder wie hilflos suchend durch diesen Raum mit den hohen Gesellen, in denen sich Buch an Buch reihete. Blischnell veränderten sich seine Züge abermals zu einem höhnischen Lächeln. Das Lächeln löbte und machte dem Ausdruck unbegreiflicher Entschlossenheit, zielbewußten Willens Platz. Und diese harten Linien um den Mund blieben lange wie eingemeißelt.

Was mochte der einsame Mann denken, was? . . .

Die Zeit verrann. Draußen wurde es heller und heller. Ein

heiteres Lächeln lag jetzt um des Kommerzienrats schmale Lippen. Er war eingeschlafen. Auch zu ihm war der kurze Frieden des Traumberges gekommen, den das Erwachen so grausam zerstört.

Asta hatte die Mutter mit in ihr Schlafgemach genommen, da diese sich vor dem Alleinsein fürchtete. Jetzt lag Frau Wilma mit dem Bett ihrer Tochter, sorgsam eingehüllt; und vor Erschöpfung war sie auch bald eingeschlummert. Das junge Mädchen setzte sich in den Schaukelstuhl in ihren Salon, schob ein Kissen unter den Kopf und versuchte gleichfalls den Schlaf herbeizuzwingen. Aber die Gedanken kehrten doch immer wieder zu den Schrecken dieser Nacht zurück, verschleuchten die Müdigkeit. Asta grübelte und grübelte. Da war etwas, das auf sie zuschlich wie ein fürchterliches, nicht abzuwehrendes Gespenst, Überlegungen, die sie von sich weisen wollte und die sich ihr doch stets aufs neue aufdrängten.

Das Tageslicht kroch durch die Fenstervorhänge ins Zimmer, immer weiter, und füllte die dunklen Ecken mit grauer Dämmerung. Asta hatte es längst aufgegeben, mit fest zugeknippten Augen den Schlaf zu erwarten. Regungslos saß sie da und beobachtete, wie die Helle rings um sie zunahm, wie die Gegenstände allmählich aus dem verschwommenen Grau deutlicher herauswuchsen. Sie hörte das Erwachen des Hauses, Türen schlagen, Schritte auf dem Hof, das raschelnde Emporziehen der grünen Stablausen, sie und da ein lautes Wort aus einem bereits geöffneten Fenster.

Dann ein leises Klopfen. Schnell erhob sie sich. Es war Beate, das Stubenmädchen, die ihr einen Brief durch die Türspalte reichte.

„Ein Dienstmann hat ihn soeben abgegeben“, erklärte sie flüsternd.

Asta war wieder allein. Sie zog den einen Fenstervorhang auf und las die Adresse. Die Schrift kannte sie. Das waren Guido Gebhards kräftige, unausgeschriebene Buchstaben. In der linken Ecke des Umschlages stand mehrfach unterstrichen „Schdringend“. Was mochte der so Eiliges wollen?

Sie las: „Liebe Asta! Absichtlich gebe ich nicht selbst dieses Schreiben bei Ihnen ab, sondern schide es durch einen Boten. Ich muß Sie unbedingt sofort für wenige Minuten sprechen. Es hängt für die übrigen sehr viel von dieser Unterredung ab. Am besten ist, Sie kommen sofort in mein Atelier. Zu dieser frühen Stunde wird man Sie kaum beachten, wenn Sie schnell über den Hof schlüpfen. Lassen Sie sich durch Kleinliche Nichtigkeiten nicht abhalten. Und — sagen Sie niemandem, wohin Sie wollen. Es grüßt G. G.“

Asta überlegte nicht lange. Wenn Guido ein solches Aufsuchen an sie stellte, so hatte er sicher schwerwiegende Gründe dazu. Schnell warf sie einen langen Umhang über ihr Hauskleid und bedeckte ihr verräterisches blondes Haar mit einem Schal. Ungelesen gelangte sie durch den Korridor, zog leise die Klurttür hinter sich zu, eilte die Treppe hinab, weiter über den Hof und dann im Gartenhause die endlose Reihe der Stufen wieder hinauf, bis sie ganz atemlos vor dem Atelier des jungen Malers stand.

Guido Gebhard hatte sie offenbar schon erwartet. Die Stubentür war nur angelehnt gewesen.

Er streckte ihr kameradschaftlich die Hand entgegen.

„Gut, daß Sie da sind, Asta. Ich habe eine schlimme Nacht hinter mir.“ Er sah wirklich ganz hohläugig aus.

„Sie auch?“ entfuhr es ihr.

Er nickte nur. Und dann trat er ganz dicht an sie heran und sprach flüsternd auf sie ein. Langsam verlor ihr Gesicht jede Spur von Farbe. Ein Zittern überließ ihre Gestalt.

„Unmöglich — unmöglich“, stöhnte sie plötzlich auf und presste ihm wie abwehrend die Hände entgegen.

„Tatsachen, Asta, Tatsachen“, jagte er traurig.

Da griff sie, wie einen Halt suchend, hinter sich. Sie schwankte. Aber ebenso schnell blickte sie auch diesen Anfall von Schwäche. Nur in ihren unnatürlich geweiteten Augen blieb dieser Ausdruck hellen Entsetzens.

Frage und Antwort wechselten in hastender Eile zwischen den beiden. Nach wenigen Minuten schon reichten sie sich dann die Hände zum Abschied.

„Also Asta, — zu niemandem eine Silbe davon, mag kommen, was will. Wir geben uns gegenseitig unser Wort darauf.“

Ein nochmaliger fester Händedruck, und das junge Mädchen eilte wieder von dannen. — Auf der breiten, käuferbelegten Treppe im Vorderhause wischte der Portier gerade den Staub vom Geländer.

Asta blieb stehen.

„Guten Morgen, Herr Schubert. Ich suchte Sie. Ich wollte Sie etwas fragen. Haben Sie nicht vielleicht inzwischen erfahren, ob ein Bewohner unseres Hauses um die fragliche Zeit — Sie verstehen mich, ich meine gleich nach dem Diebstahl, also gegen 7/8 Uhr — bemerkt hat, daß jemand das Haus verließ?“

Der Portier schaute verlegen vor sich hin und zog den Staub-  
lappen unruhig durch die Hände. Dann meinte er zögernd:

„Ja, verlassen hat wohl jemand das Haus, gnädiges Fräulein.  
Aber der kommt hier nicht in Betracht.“

„Wer war's denn?“ forschte sie weiter, während ein un-  
bestimmtes Angstgefühl plötzlich in ihr aufstieg.

„Um -- ja, es war Herr Gebhard. Meine Frau suchte ge-  
nau mit einem Licht ihre Zahnschmerztabletten, und da hat sie  
sie erkannt, wie er an unserem kleinen Guckfenster im Flur vor-  
beikam. Gleich darauf ließ der Herr Kommerzienrat mich durch  
den Diener nach oben holen.“

„Was Zähne gruben sich tief in ihre Lippen ein. Der Schmerz  
hatte sie aufrüttelt. Es half. Und sich zu einem Lächeln zwingend,  
legte sie mit gemachter Gleichgültigkeit:

„Da haben Sie allerdings recht. Herr Gebhard kommt nicht  
in Betracht. -- Guten Morgen, Herr Schubert.“

Dann stieg sie die Treppen empor, öffnete die Entree für der  
Gänge mit ihrem Schnepper, ging den Korridor entlang, erreichte  
das Zimmer und wandte auf den Schaukelstuhl zu. Ihre zitternden  
Knie hätten sie keine Sekunde länger aufrecht gehalten. Halb  
schamhaft lag sie zurückgelehnt da, den Kopf auf die Brust gesenkt.  
Und ganz unbewußt formte ihr Mund stets dasselbe Wort ...

„Unmöglich -- unmöglich ...“

Zwei Stunden später Kriminalkommissar Werner, ein noch  
junger Mann, dessen glattrasiertes Gesicht in keiner Lebenslage  
einen ernsten, nachdenklichen Ausdruck zu verlieren schien, hatte  
bereits den Tagort besichtigt und wurde nun von dem Hausherrn  
in die Bibliothek geführt, wo er sich einige Notizen machen wollte,  
wie er die nun folgende einstweilige Vernehmung der Familien-  
mitglieder und der Diensthofen harmlos bezeichnen würde. Der Kommer-  
zienrat räumte ihm eigenhändig die Platte des Mittelstückes frei  
und rückte in ebenso zuvorkommender Weise einen Stuhl zurecht.

„So, Herr Kommissar, Platz genug haben Sie jetzt wohl.  
Hier ist auch Papier und Feder. Und wen wünschen Sie jetzt  
zunächst zu hören?“

„Ihre Frau Gemahlin, wenn ich bitten darf“, erklärte Werner  
mit leichter Verbeugung.

Lislow verhielt sich. Der Kommissar schaute sich prüfend in  
dem großen, vornehmen Manne um. Dann trat er auf eines  
der dunkelgebeizten, eichenen Regale zu und überflog die Titel  
der reihenweise übereinanderstehenden Bücher. Er war an die  
Klassifikation geraten und wandte sich daher schnell dem  
nächsten Gestell zu. Ein merkwürdiger Gesichtsausdruck für einen  
Geschäftsmann, dachte er, als er dort eine große Sammlung  
von älterer und moderner Kriminalliteratur fand. Leider kam  
er nicht mehr dazu, sich die Titel der einzelnen Bände genauer  
anzusehen, denn die Kommerzienrätin erschien jetzt, begleitet  
von ihrem Gatten.

Lislow hatte vielleicht erwartet, während der Vernehmung  
seiner Frau im Zimmer bleiben zu dürfen. Der Kommissar  
erklärte jedoch in höflicher Weise, dies ginge aus beruflichen  
Gründen nicht an, worauf der Kommerzienrat sich mit einem  
„Ich begreife das vollkommen“ zurückzog.

„Gnädige Frau, bitte, nehmen Sie Platz“, begann Werner mit  
seiner ruhigen Sicherheit, die seinem ganzen Auftreten den Stempel  
ungezwungener Vornehmheit aufdrückte. Er wußte es dann  
hin zu sitzen kam, während er selbst das Licht im Rücken hatte.

„Eine Liste der Ihnen geraubten Pretiosen“, eröffnete er in  
leichtem Plauderton die Unterhaltung, „hat bereits einer der  
Beamten angelegt, die in der Nacht hier zuerst tätig waren. Ich  
habe eine Abschrift bei mir. Zur Sicherheit möchte ich noch-  
mals die einzelnen Stücke verlesen. Möglicherweise es ja, gnädige  
Frau, daß Sie in der Erregung etwas anzugeben vergessen haben.“

Nachdem diese Nachprüfung erledigt war, mußte Frau Wilma  
über ihre Begegnung mit dem Eindringling ganz ausführlich berichten.

„Daß der Mann eine schwarze Maske vor dem Gesicht trug,  
haben Sie also deutlich gesehen?“ warf der Beamte ein.

Sie nickte zustimmend. „Ganz deutlich, Herr Kommissar. Das  
Gerät der Deckenbeleuchtung fiel durch die offene Tür in breitem  
Schwung auf den Balkon. Daher konnte ich auch jede Bewegung  
des Eindringlings verfolgen, als er über das Geländer kletterte.“

„Sie hatten den Eindruck, daß er sich an einem Strick in den  
Raum hinabließ, nicht wahr?“

„Den Strick selbst sah ich nicht. Jedemfalls verschwand der  
Mann nach unten in einer Weise, als ob er an einem Tau hinab-  
gelassen wäre. Seine ausgestreckten Arme blieben am längsten sichtbar.“

„Und sein sonstiges Aussehen -- Kleidung, Figur, Größe. Kön-  
nen Sie mir in dieser Beziehung vielleicht einige Fingerzeige  
geben, gnädige Frau?“

Die Kommerzienrätin dachte nach. „Ich fürchte, Sie werden  
mit meiner Auskunft nicht sehr zufrieden sein, Herr Kommissar.“

Ich hatte den Menschen nur wenige Sekunden vor Augen. Außer-  
dem war ich auch viel zu entsetzt, um auf derartiges zu achten.  
Ich glaube aber, der Mann war von mittlerer Größe, etwas körper-  
leicht und trug einen schwarzen, heißen Filzhut, eine dunkle Arbeiter-  
bluse und Beinkleider von derselben Farbe. Jemandem helles  
Kleidungsstück wäre mir an ihm doch wohl aufgefallen. -- Kom-  
me eins. Als er sich über das Balkongeländer schwang, schien es mir,  
als ob das Licht aus meinem Zimmer sich in merkwürdig glänzen-  
den Stiefeln wiederpiegelte. Ich möchte sogar mit ziemlicher Be-  
stimmtheit behaupten, daß es Lackstiefel gewesen sein müssen.“

„Nun, das ist immerhin schon etwas“, meinte Werner und  
notierte sich schnell das Wesentlichste.

„So. -- Jetzt komme ich zu einer heiklen Frage, die wir aber  
gewöhnheitsmäßig in jeder Kriminalsache stellen“, begann er  
wieder. „Haben Sie vielleicht irgend jemand als Täter in Ver-  
dacht, gnädige Frau? -- Bitte, äußern Sie auch den geringsten  
Ahnung ohne jede Rücksichtnahme, die hier ja auch wenig an-  
gebracht wäre.“

Frau Wilma schüttelte energisch den Kopf. „Auf diese Frage  
muß ich mit einem entschiedenen Nein antworten“, entgegnete  
sie mit unverkennbarer Offenheit.

Der Kommissar schien eine andere Erwiderung kaum erwartet  
zu haben. „Ein sonderbarer Fall“, meinte er sinnend. Und dann  
fragte er ganz unvermittelt: „Wann haben Sie zuletzt mit dem  
Dienstpersonal gewechselt, gnädige Frau?“

„Das muß ich mir erst überlegen. -- Franz, unser Diener,  
ist jetzt -- ja -- genau fünf Jahre bei uns. Vorher war er bei  
Erzelenz Wadenitz -- auch längere Zeit. Das Stubenmädchen  
Beate und die Köchin standen schon bei mir im Dienst, als noch  
mein erster Gatte lebte. Besonders die Köchin kenne ich jetzt  
bereits neunzehn Jahre. Sie kam ins Haus, als meine Tochter  
eben geboren war.“

„Danke, das genügt mir. -- Hiermit, gnädige Frau, wäre  
unsere Unterredung beendet. Vielleicht haben Sie jetzt die außer-  
ordentliche Güte und schiden mir Ihren Herrn Gemahl herein.“

Gleich darauf nahm Lislow dem Kommissar gegenüber Platz.  
Er wartete jedoch eine Weile nicht ab, sondern begann sofort  
mit gewinnender Offenherzigkeit:

„Mit mir werden Sie nicht viel Glück haben. Zur Sache selbst  
weiß ich gar nichts anzugeben, wenigstens nichts zur Klärung der  
Hauptmomente. Ich verließ mich, als meine Frau mir gute  
Nacht gesagt hatte, in meine Arbeit, die alle meine Gedanken in  
Anspruch nahm, und wurde dann erst aufmerksam, als meine  
Gattin den schrillen Ausruf ausstieß.“

„Sie haben also in der fraglichen Zeit keinerlei Geräusch im  
Zimmer Ihrer Gemahlin oder auf dem Balkon gehört?“

„Nichts. Wenn ich wie gestern schwierige Berechnungen an-  
zustellen habe, so könnte jemand zu mir ins Zimmer treten und  
ich würde nichts davon wahrnehmen.“

„Das kann ich vollständig verstehen, Herr Kommerzienrat. --  
Was ich noch fragen möchte. Sie haben doch mit dem Portier  
zusammen die Kellerräume und den Boden des Hauses abgesehen,  
noch bevor unsere Beamten eintrafen. Ist Ihnen da nicht irgend  
etwas aufgefallen? Waren alle Türen verschlossen? Stand  
vielleicht irgendwo ein Fenster auf, das sonst gewöhnlich zur  
Nachtzeit verriegelt war?“

Wir fanden nichts Auffälliges, trotzdem wir uns überall sehr  
eingehend umsahen. Wie der Dieb das Haus verlassen haben  
kann, ist mir ganz unerklärlich. Er mußte sich denn gerade irgend-  
wie Nachschlüssel zu der Haupttür oder dem Nebeneingang be-  
schaffen haben“, erwiderte Lislow eifrig.

Wenn er aber vielleicht gehofft hatte, daß der Kommissar  
ihm nunmehr seine Ansicht über diesen in vielfacher Beziehung  
doch recht eigenartigen Diebstahl entwickeln oder sich wenigstens  
mit ihm in eine ungezwungenerer Aussprache einlassen würde,  
so hatte er sich gründlich getäuscht.

Werner machte ihm jetzt, ohne sich von seinem Sitz zu erheben,  
eine leichte Verbeugung und jagte förmlich:

„Dann danke ich Ihnen, Herr Kommerzienrat. Ihr Fräulein  
Tochter dürfte zur Sache selbst wohl noch weniger angeben kön-  
nen wie Sie. Aber an die Diensthofen möchte ich doch einige  
Fragen richten, -- nur um zu sehen, welchen Eindruck sie auf mich  
machen. Zunächst also dann den Diener, wenn ich bitten darf.“

(Fortsetzung folgt.)

## Das rote Licht.

Von Robert Wundtland. (Haberstadt verboten.)

Aus meinem Erkerfensterchen konnte ich gerad- den Leucht-  
turm sehen: ost, wenn ich eine schlechte Nacht durchwachte,  
war mir das blendendste rote Licht wie ein Hoffnungsstern er-  
schienen. Wegen eines Nervenleidens hatte man mich aus meine a

heim fortgeschickt in einen kleinen englischen Hafenort, damit ich dort, mitten im Meere, allem Verkehr und allen gesellschaftlichen Rücksichten fern, in und an der großartigen Natur gesunden sollte.

Die Fischerkinder kannten mich alle; sie nannten mich den „fremden Herrn“ und brachten mir Muscheln und Seeesterne, um sich so für die geringen Freundschaften, die ich ihnen hier und da erwies, erkenntlich zu zeigen. Die Zutraulichkeit der Kinder übertrug sich allmählich auch auf die Erwachsenen, und so plauderten bald die ziemlich schüchternen Frauen und die fast schönen Männer alle mit mir, wenn wir uns im Dorf oder an dem Strande begegneten.

Dieser markige, furchtlose, kräftige Menschenschlag erinnerte mit seinen, allerdings nicht wegzuleugnenden häufigen Charakterzügen an unsere knorrigen nordischen Väter, und es interessierte mich, den Leuten näherzutreten.

Trotz des Hafens, der ja auch unbedeutend war, konnte das Ortchen nur ein Dorf genannt werden: seine Ansassen lebten in den allerengsten Beziehungen zueinander. Die Hauptrespektsperson der ganzen Gemeinde war eine alte Frau, von groß und klein „Großmutter Salome“ genannt, die ich aber noch nicht kannte, da die fast neunzigjährige Matrone nicht mehr aus dem Hause ging. Eines Tages ließ ich mich von einigen Kindern zu ihr führen und fand die Alte in ihrem sauberen Stübchen sitzend, mit großer schwarzer Hornbrille auf der Nase und langsam an einem großen Fischernetz arbeitend, wobei sie mit dünnem Stimmchen einen Choral sang.

„Darf ich Euch besuchen, Großmutterchen?“ begann ich die Unterhaltung. „Schmüchte Euch doch auch kennen lernen, und da Ihr nicht mehr ausgeht —“

„Stamm nicht mehr, kann nicht mehr,“ flüsterte die Greisin mehr als sie sprach, „gerade wie meine Großmutter, nach der ich heisse. Die hat auch zuletzt immer hier gesessen, und alle

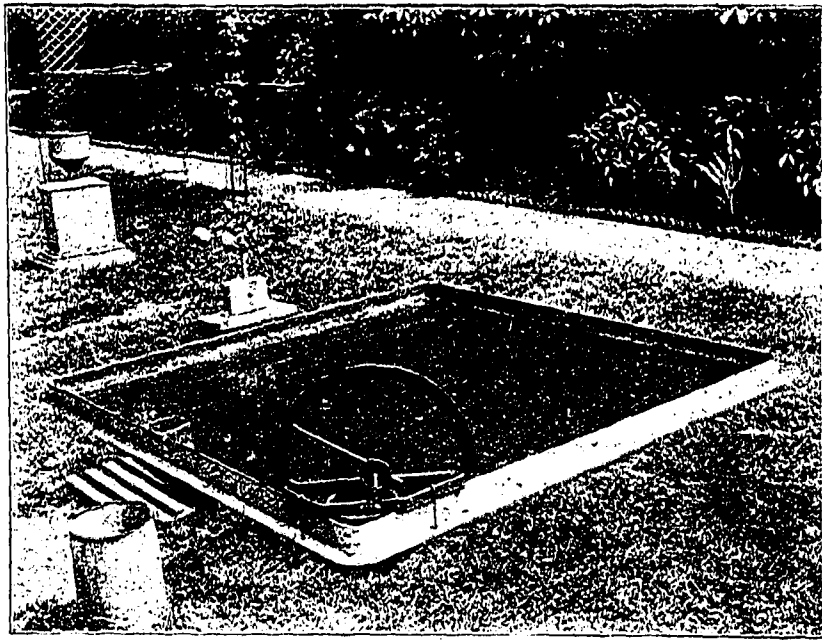
tamen und ließen sich von ihr erzählen: denn ihr Kopf war stark und sie legte ihr ganzes Leben wie ein offnes Buch vor uns auf — auch ein langes Leben“, und dazu hatte sie mit dem alten Kopfe. „Seht Ihr den Leuchtturm dort draußen?“ fragte sie mich plötzlich, indem sie mit der Hand hinanzwies: „von der Entstehung des Leuchtturms, das war ihre beste Geschichte — wie oft hat sie die wohl erzählt! Und wie oft habe ich sie schon wiederholt! Ja, wenn das rote Licht nicht erschienen wäre, dann wären wohl noch viele ungelommen in der graulichen Tiefe; denn auf der mittleren Sandbank zwischen den Uferbergen, da scheiterten nachts alle Schiffe. Das rote Licht aber ward allen zum Segen.“

Natürlich waren mir die Worte der Alten höchst räthselhaft, und so bat ich sie denn, mir doch auch die Geschichte zu erzählen.

Sie tat es sofort ohne Bedenken. „Sehen Sie dort rechts den Berg des heiligen Augustin?“ fragte sie. „Er springt fast eine Meile weit in die See vor, und zwischen ihm und der gegen-

überliegenden Küste liegt die unheilvolle Sandbank. Nun kommt keiner mehr dort um, dank dem Helldemut eines Mädchens.

Ja, wer war es? Das wusste niemand! Eines Nachts, während eines furchtbaren Sturmes, war ein fremdes Schiff in den Hafen getrieben worden. Sein Kapitän, ein unheimlicher, düsterer Mann, hatte ein kleines Mädchen bei sich, das er Debora nannte — und dieses Mädchen war wie ein Engel hier: an dem Ort erschienen. Unerwartlich hatte der Kapitän, nachdem sein stark beschädigtes Schiff wieder ausgeheilt war, gleich wieder fortgewallt; aber inzwischen hatte sich die kleine die Liebe der Bewohner erobert, so daß sie überall gehäffelt wurde; und so faßte denn ihr Vater einen andern Plan. Er kaufte eins der



Ein Regenregistrierapparat einfacher Konstruktion. (Mit Text.)

besseren Häuser und setzte eine der jüngeren Fischerwitwen als Wirtschaftlerin hinein. Dann brachte er aus seinem Schiffe allerlei seltsame und kostbare Möbel, Geräte, Teppiche und Felle in das Haus und stattete damit die beiden Räume aus, die sein Kind bewohnen sollte. Auch für sich richtete er ein Schlafzimmer ein; dann gab er der Susanne — so hieß die Wirtschaftlerin — reichlich Geld, empfahl ihr, das Kind und das Haus gut zu bewahren und am nächsten Morgen war sein Schiff aus dem Hafen verschwunden. Man hatte ihn nie gefragt, woher er gekommen; ebenso wenig kümmerte sich irgend jemand darum, wohin er gegangen.

Die kleine wuchs unter den Fischerkindern auf, zeichnete sich aber immer durch eine gewisse Fremdartigkeit aus, so daß sie allgemein das „Fräulein“ genannt wurde.

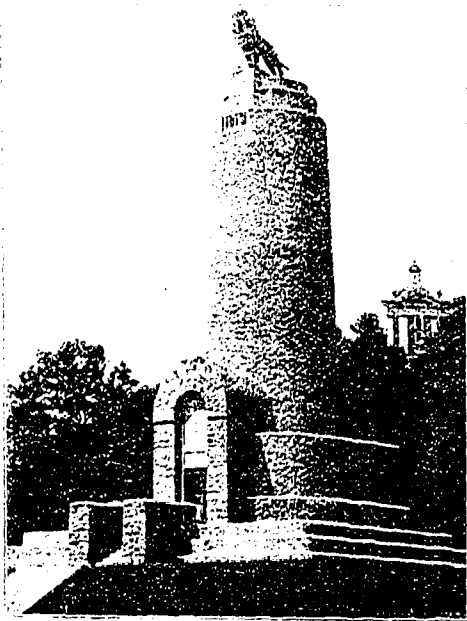
Der Kapitän war öfter, nach längeren und kürzeren Pausen, zurückgekehrt; er blieb stets wochen-, zuweilen auch monatelang am Lande, und benutzte dann seine ganze Zeit dazu, das Kind zu unterrichten und seinen Geist zu bilden. Zu seiner Tochter war er immer von einer unbeschreiblichen Zärtlichkeit und Weichheit, während alle anderen den verschlossenen, strengen Mann fürchteten. Freilich erfuhr auch das Fräulein nie et-



Vom Arbeiter zum Hochschulprofessor. (Mit Text.)

was über den Zweck und das Ziel seiner Reisen, forschte auch nie danach: beide lebten stets nur der Freude des augenblicklichen Beisammenseins.

Einmal hatte die Abwesenheit des Kapitäns länger als sonst gedauert und Debora hatte schon wochenlang um den Vater gebangt. Dafür empfing sie ihn dann auch mit doppelter Freude.



Ein neues Denkmal für 1813 bei Kalm in Böhmen. (Phot. Rud. Stadef, Kalm. (Mit Text.)

und er flüsterte ihr ins Ohr, indem er sie liebevoll umarmte: 'Nur noch eine so glückliche Meise; dann bleibe ich für immer bei dir und will endlich Ruhe finden bei meinem Kinde!'

Dem Mädchen, das zwischen den Kinderschuhentwachsen war, wurde die Zeit nicht lang. Es gab im weiten Umkreise keine Bucht, keine noch so heile Spitze, die sie nicht kannte und besucht hatte; das kleine Boot war ihr sicher genug, um darin allein weite Fahrten zu machen. Die liebsten Gespielen des Fräuleins waren die Kinder des Fischers Allan, des Bruders der Frau Susanne, mit denen Debora auch am häufigsten in Verbindung kam. Der älteste Sohn Andreas war wohl etwas älter als sie, die älteste Tochter, Barbara, etwa gleichaltrig. Von diesen beiden war die Tochter des Kapitäns fast unzertrennlich; sie half ihnen fleißig bei ihren Geschäften, und abends schlüpfte sie mit ihnen in das Haus, wo dann die ganze Familie an dem breiten Herdfeuer saß und plauderte.

Einstmals im Winter hatte Debora ganz allein einen weiten Weg über die Klippen gemacht, da Andreas und Barbara zum Fischverkauf mit in die Stadt gegangen waren, und erst im Dämmerlichte kehrte sie heim. Es war ein stürmischer Tag und einige Männer, denen das Fräulein begegnete, riefen ihr zu: 'Das wird eine böse Nacht, es pfeift schon tüchtig — wenn es nur kein Unglück gibt!' In der Tat hatte der Wind bereits Deboras Haar aus den Flechten gelöst und trieb ihr einzelne Strähnen ins Gesicht. Sie war froh, als sie endlich das Haus erreicht hatte; aber da sah sie das Licht in Allans Hütte blinken und eilte nach dem Häuschen zu, wo Andreas gerade den jüngeren Geschwistern von seinen Erlebnissen in der Stadt erzählte. Das Fräulein setzte sich schweigend zu ihnen, bis Barbara nach einiger Zeit rief: 'Aber Debora, was hast du nur heute? Du sagst ja kein Wort!'

'Ich weiß selbst nicht, wie mir ist', entgegnete das junge Mädchen: 'vielleicht ist das Wetter daran schuld oder auch Susanne;

es ist heute wieder der Jahrestag von ihres Mannes letzter Fahrt, und da hat sie mich vielleicht mit ihrer Trübseligkeit angesteckt. Das Wetter liegt mir wohl in den Gliedern; die Aussicht auf den



In langer Erwartung. Nach dem Gemälde von C. E. Reinhardt. (Mit Text.)

Sturm erregt und verstimmt mich — ich glaube, es ist besser, wenn ich nach Hause gehe., Und damit erhob sie sich, sagte 'gute Nacht!' und wandte sich zum Gehen.

Auch Andreas stand auf und begleitete Debora. Es war voll-

kommen Nacht geworden: die See brüllte, der Sturm heulte — kurz, es war entsetzlich und kaum konnte man einen Steg erkennen.

„Halte dich an mich“, rief Andreas, und dabei umschlang er das junge Mädchen. Ein Ritzern durchslog ihre Gestalt, so daß er mehrmals fragte: „Was ist dir nur?“

„Ich versichere dir, daß ich es selber nicht weiß. Als ich vorhin vom Berge kam, sah das Meer so unruhig aus, daß ich schauderte und ich an meinen Vater denken mußte. O, Andreas, wenn er in solcher See dranhin ist! Wäre er doch erst wieder bei mir!“

„Wann wollte er denn heimkehren?“ fragte der Jüngling, indem er mühsam Schritt um Schritt vorwärts kämpfte.

„Etwas in sechs Wochen.“

„Nun, dann siehst du doch, wie unnütz deine heutige Angst ist. Und nun, Gott befohlen, und morgen bist du wieder froh.“ Dabei ließ er Deborahs Gestalt aus seinem Arm, öffnete ihr die Haustür, schüttelte ihr die Hand und wandte sich dann dem Heimweg zu.

Das junge Mädchen zog sich sofort in ihr Zimmer zurück, und trotz der lauten Wut der Elemente war sie doch bald eingeschlafen. Als sie am nächsten Morgen erwachte, tobte der Sturm noch immer. Schnell erhob sie sich und kleidete sich an; es trieb sie, an den Strand zu eilen und zu forschen, ob man irgendwie Anzeichen von der Nähe eines Schiffes bemerkt hätte. Susanne war nirgends im Hause zu finden; doch fiel dies Debora nicht weiter auf, und sie verließ trotzdem das Haus. Draußen sah sie von allen Seiten Leute zum Strand laufen, so daß sie daraus mit Sicherheit schloß, es mußte etwas Außergewöhnliches geschehen sein. Bald bemerkte sie eine große Menge von Risten, Planen und Schiffstrümmern und trat mit der Frage zu den Leuten: „Ist denn ein Schiff in der Nähe untergegangen?“

„Ja, Fräulein“, entgegnete ein alter Mann verlegen.

„Aber warum hat mich denn niemand gerufen? Ist alles verloren? Ist keine Spur von der Mannschaft gefunden worden? Keiner antwortete; aber in demselben Augenblick kam Andreas Allan vom Lande hergerannt; er stürzte auf das junge Mädchen zu und rief mit entsetzlichen Lippen: „Gott helfe dir, Debora! Komme mit nach unserm Hause!“

„Warum, was ist geschehen? Dieses Schiff —“

„Gehörte deinem Vater“, entgegnete der Jüngling erschüttert. Mit einem lauten kurzen Ausruf stürzte sie in seine Arme; doch nur wenige Minuten dauerte ihre Schwäche, dann richtete sie sich auf und forschte: „Und mein Vater, wo ist er?“

„Kannst du auch alles ertragen?“ flüsterte Andreas.

„Ja, alles!“ antwortete Debora.

„Nun dann, sie haben ihn zu uns getragen; Tante Susanne ist bei der Leiche.“

„War es — war es auf der Sandbank? Und sind noch andere — ich meine noch mehr Tote außer ihm gefunden?“

„Bis jetzt noch drei. Doch komm, frage mich nicht mehr weiter, ich kann dir ja auch nichts mehr sagen“, und damit reichete er ihr seine Hand.

Mechanisch ließ sich das Mädchen von ihm führen; ihr Gesicht sah aus, als wäre sie selber dem Tode nahe; aber stumm eilte sie dem Häuschen zu. Erst an der Leiche des Vaters schien der Schmerz sich zu lösen; denn sie warf sich über den Toten, nahm seinen Kopf in ihre Arme, drückte ihre Lippen auf die feinen und schluchzte herzbrechend. Bald nach ihr trat auch der Geistliche ins Zimmer, und seinem freundlichen und eindringlichen Zuspruch gelang es endlich, das gebeugte Mädchen so weit anzurichten, daß es sich wenigstens von Susanne heimführen ließ.

Noch einige andere Verunglückte wurden an den Strand getrieben und bald fand der Kapitän mit seinen Leuten die letzte Ruhestätte auf dem kleinen Friedhofe.

Wochenlang wollte Debora niemand sehen oder sprechen, doch ging sie jeden Tag auf den Berg Sankt Augustin und blieb hier stundenlang zwischen den Felsen sitzen. Wenn dann die Ebbe den niedrigsten Punkt erreicht hatte, dann erhob sie sich und streckte die Arme weit aus, als wollte sie Himmel und Meer zugleich ansehen. Dann konnte sie nämlich in der Ferne einen dünnen hellen Streifen Land sehen, über den die Wellen hinströmten — die unselige Sandbank, auf der ihr Vater seinen Untergang gefunden hatte.“

Hier machte die Greisin eine kurze Pause und fuhr dann fort: „Die Ladung des gescheiterten Schiffes wurde zum größten Teil gerettet und verkauft, und bei der Leiche des Kapitäns fand sich im Gummigürtel seine Börse, die große Summen in Banknoten einschloß. Das Fräulein war somit eigentlich reich zu nennen, trotzdem wollte sie an ihren Lebensgewohnheiten nichts ändern, so oft und eindringlich auch der Pfarrer zu einem Wohnungswechsel rief. Sie blieb in ihrem Hause mit Susanne, fuhr fort, sich abzuwenden, und sprach fast mit niemandem.“

Im folgenden Frühling trat sie eines Tages um die Mittagszeit in Allan's Häuschen und fragte nach Andreas, der gerade nicht anwesend war, aber jeden Augenblick erwartet wurde.

„Gut, so will ich ihm entgegen gehen“, sprach das Mädchen, und trat wieder vor das Häuschen.

„Willst du mich in eurem Boote nach Sankt Augustin fahren?“ rief sie ihm entgegen.

„Gewiß, gleich — aber sage mir, warum gehst du so oft auf den Berg?“

„Ich gehe, weil ich muß“, erwiderte sie, „aber bitte, forsche nicht weiter, du würdest mich doch nicht verstehen.“

Andreas schwieg. Er fühlte, daß Debora recht hatte; er fand selber, daß sie ihm in den letzten Monaten in eine andere Sphäre entrückt wäre, in die er ihr nicht zu folgen vermochte. Schweigend ging er also mit ihr zum Strande, und schweigend führen sie die Klippen entlang. Nahe bei dem Berge trieb Andreas geschickt das Boot halb rechts und liette es an einem vorspringenden Felsen fest. Hier zeigte sich eine Anzahl roher ungleicher Stufen in den Felsen eingehauen, über die man, etwa auf der halben Höhe des Berges, in eine von der Natur gebildete dunkle Höhle trat, die vollkommen trocken war. Andreas zündete eine kleine, auf einem Felsvorsprung stehende Laterne an, so daß man in einer Ecke ein mit Segeltuch bedecktes Lager erkannte und an den Seiten einige umgedrehte Risten, auf denen man sitzen konnte.

„Und kann man nun von hier aus auf die Höhe des Berges?“ fragte das Mädchen.

„Natürlich, mit Leichtigkeit. Diese Höhle habe ich durch einen Zufall entdeckt, als ich zu lange draußen geblieben war und nicht mehr zurück konnte. — Aber was wolltest du eigentlich auf dem Berge?“

„Nichts weiter als mich überzeugen, daß man auch von der See Seite aus hinauf kann. Ich danke dir — laß uns jetzt zurückfahren.“

Andreas stieg langsam herab; er fühlte, daß Debora doch nichts weiter sagen würde.

Seit jenem Tage begann das Fräulein sich wieder mehr mit den Leuten zu bewegen, und besonders, als kurze Zeit darauf der Fischer Allan verunglückte und starb, da verbrachte sie einen großen Teil jedes Tages im Witwenhause und sprang überall mit Rat und Hilfe ein, wo sich Verlegenheiten für die Hinterbliebenen zeigten.

Andreas wurde dabei mit jedem Tage stiller. Eines Abends, etwa ein Jahr nach seines Vaters Tod, als alle zur Ruhe waren und er mit der Mutter allein vor dem Herde saß, erleichterte es dieser gegenüber sein Herz. Er liebte Debora, glaubte sich auch wieder geliebt — aber konnte er es wagen, als einfacher Fischer seine Augen zu dem Mädchen zu erheben, das so hoch über ihm stand? Auch die Mutter war überzeugt, daß das Fräulein ihm geliebt sei; aber sie gab ihm recht, er konnte nicht daran denken, sie zu weichen zu fordern, wenn er der einfache Fischer blieb. Freilich tat ihr der Gedanke weh, ihn zu verlieren, der ihre beste Stütze gewesen, aber sie wußte, daß es ihr nicht gelingen würde, ihn zurückzubalten, wenn er in die Welt gehen und sich ein anderes Feld der Tätigkeit suchen wollte. Sie weinte also nur, schwieg aber.

„Gräme dich nicht, Mutter!“ bat der junge Mann. „Ich kann es so nicht länger ertragen. Morgen sage ich Debora alles, und dann gehst's hinaus in die Welt“ — und damit ging er.

Am nächsten Morgen bat Andreas das Fräulein, wieder mit ihm nach dem Berge zu fahren. Sie willigte ein und bald landete das Boot an den Steinufen, die Debora oft benutzt hatte, seitdem sie diesen bequemen Weg kannte. Sie hatte sich zu diesen Fahrten ein eigenes festes Boot angeschafft, und so oft man anfänglich den Kopf darüber geschüttelt hatte — denn an den Berg kletterte sie so manche Sage —, so war man jetzt daran gewöhnt. Das Meer lag an diesem Morgen ruhig, fast wie ein Spiegel zu den Füßen des Berges, den die jungen Leute langsam erklimmen. Erst als sie auf dem höchsten Plateau angekommen waren, sprach Debora: „Was sage mir, warum du mich heute hierher führst?“

„Weil ich nicht wollte, daß Tante Susanne hören sollte, wenn ich von dir Abschied nehme.“

„Abschied?“ fragte das Mädchen erstaunt. „Warum willst du uns verlassen?“

„Weil ich fort muß, weil ich das Leben hier so nicht länger ertragen kann — weil ich dich liebe, Debora, und weil ich dich nicht eher bitten darf, die Meine zu werden, bis ich dir ein anderes Leben bieten kann als nur das Heim eines einfachen Fischers.“

„Aber habe ich denn nicht genug für uns beide?“ fragte sie angstvoll. „Du warst doch bis jetzt nicht zu stolz, mit mir zu teilen! Bleibe, bleibe, Andreas, und sei unser aller Schutz und Stütze!“ und dabei schlug sie beide Hände vor das errötende Gesicht.

(Schluß folgt.)

## Unzufriedenheit.

Von Gertrud Westphal. (Manuskript verbotlich.)

Die Unzufriedenheit! — Wer kennt sie nicht? Vom biblischen Sängling, der seiner Unzufriedenheit mit dieser schlechtesten aller Welten durch kräftiges Geschrei Ausdruck zu geben versucht,

bis zum Greise am Stabe, der den Tod anlehnt, ihn aus diesem Dammertale zu erlösen. Vom ersten Augenblick an, wo wir die Erdenluft atmen, begleitet uns die Unzufriedenheit als mürrischer, ungehelliger Geselle. Täglich präsentiert sie dem Schicksal neue Schuldscheine, neue, unbeglichene Forderungen. Verschiedenartig sehen sie aus: hier werden ein paar armselige Pfennige verlangt,

Vererbte.



Wo ist der Feind?

da unerschwingliche Summen. Aber etwas vom Leben fordern wird wohl jeder, sei es um Geld, Macht oder Ansehen, Gesundheit und Kraft oder des Lebens Nahrung und Notdurft, Essen, Trinken, Kleidung, Wohnung oder die ewig neuen idealen Forderungen in Gestalt von Liebessehnsucht, Tatendurst, Glücksverlangen.

Jeder lebendige, atmende Mensch hat ein Recht zu fordern, wie auch ein Recht zu nehmen. Gleich dem neugeborenen Kindelein, das sich mit dem Verlangen um Nahrung an die Mutter wendet und immer wieder Labung erhält, so haben auch wir ein Recht, uns mit unseren Forderungen an

das Leben zu wenden. Wer nichts mehr fordert, nichts mehr verlangt, nichts mehr wünscht, ist nach der Lehre des Buddha allerdings reif, in das wunschlose Nirwana einzugehen, er kann die Erdenstufe niederlegen.

Für uns aber, die wir hoffen, streben, wünschen, gilt noch weiter das uralte Gesetz des Lebens:

„Etwas hoffen und verlangen,  
Etwas wünschen muß das Herz...“

Du darfst unzufrieden sein, gewiß! Aber die Unzufriedenheit ist dir nur ein kräftiger Sporn, der dich vorwärts treibt; der alle deine Kräfte ständig in Bewegung hält. Mag ruhig die Unzufriedenheit mit deiner gegenwärtigen Lage, mit deiner Arbeit, mit widrigen Lebensverhältnissen die Triebfeder deines Handelns sein, — wenn sie dich nur vorwärts- und aufwärts zwingt auf der Leiter der menschlichen Vollkommenheit. Wer stets mit allem zufrieden ist und alles über sich ergehen läßt, wird dahin gelangen, die Hände müßig in den Schoß zu legen und alles und alle über sich hinwegwischen zu lassen. Er wird Amboß sein, nicht Hammer. Wer Hammer sein will, muß tätig selbst die Arme regen, selbst die Feinde, die jeden Lebensweg erschweren, beiseite räumen. Er wird nicht warten, bis ein gütiges Geschick ihm die Arbeit abnimmt, oder bis ein anderer Stärkerer und Kühnerer ihn beiseite schiebt.

Du darfst unzufrieden sein! Aber verbanne von deiner Tür die blaße, nörgelnde Unzufriedenheit, die neidisch nach den andern schielt, aber zu träge ist, selbst handlung einzugreifen. Nein, neben die finstere Schwester Unzufriedenheit muß sich der tüchtige, mannhafteste Bruder Tatendurst stellen. Entschlossenheit, die Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich um uns und vor uns aufstürmen, aus dem Wege zu räumen.

Erst wenn wir dahin gelangt sind, nicht den Willen zum Leiden in uns zu verstärken, sondern den Willen zur Freude, wenn wir das Leid als etwas Lebensfeindliches betrachten, dann erst wird uns eine Ahnung darüber aufgehen, wieviel unnützes Leid die Menschheit Jahrhunderte hindurch mit sich herumgeschleppt.

Wenn wir den Miniaturanschnitt des gesamten menschlichen Lebens, den wir am genauesten kennen, unser eigenes Leben, einmal unter diesem Gesichtspunkte betrachten, werden wir staunen, wieviel schöner und freudiger unser Leben sein könnte, wenn wir nur wollten. Wieviel unnützes Leid tragen wir unser Lebenlang mit uns herum, ja wir verhätscheln und verzärteln es als unser liebstes, pflegebedürftigstes Kind!

Gibt es nicht tausend kleine Dinge, über die wir uns täglich ärgern, anstatt sie schnell und entschlossen beiseite zu räumen? Wie oft gleichen wir dem Menschen, von dem wir halb verblüfft, halb zweifelnd in unseren Kindertagen hörten: Er wollte seinem Hund den Schwanz abschneiden, aber um dem armen Tiere die Qual zu erleichtern, schnitt er nur immer ein Stückchen nach dem andern ab. Machen wir es nicht manchmal auch so? Um einem großen Schmerze aus dem Wege zu gehen, lassen wir andauernd hundertfache Qual über uns ergehen. — Um nicht zum Arzte zu müssen, ertragen wir oft jahrelang körperliches Leiden. — Um die Unbequemlichkeiten eines Umzuges auf uns nehmen zu müssen, haften wir jahrelang in ungesunden Räumen. Um eine Vermeidung von unserem kranken Kinde zu vermeiden, das in anderer Gegend genesen könnte, lassen wir es unter unserer

Liebe langsam verkümmern. Der Sohn, der seinem Vater nicht den Schmerz bereiten will, daß er einen anderen Beruf als den bestimmten erwählt, läßt lieber den Vater Zeuge davon werden, wie er ein Füscher in dem Fache wird oder sich körperlich und geistig ruinert. Die Eltern, die, um ihrem Kinde nicht wehe zu tun, eine ganz brüchige Eheheftung zulassen, müssen es mit ansehen, wie die bei der Wahl unerfahrene Tochter allmählich durch die Ehe zugrunde geht.

Neben diesem langsam marternden Leid, das wir abgestumpft über uns ergehen lassen, steht all das andere selbstgeschaffene, das unsere besten Lebenskräfte zermüht: Das Klammern an alte Vorurteile, die uns auf Schritt und Tritt wie Ketten ins Fleisch schneiden, das Leid, das uns unsere Unduldsamkeit, unsere Beschränktheit verurteilt.

Hier mußst du den Hebel der Unzufriedenheit ansetzen. All dies unheimliche, lebensfeindliche Leid, das unsere Augen glanzlos macht und unsere Schultern krümmt, das müssen wir unerbittlich aus dem Hause kehren. Wie wir Tag um Tag die Fenster unserer engen Stube öffnen, um die stäubige, verbrauchte Luft heraus- und die klare Morgenluft hereinströmen zu lassen, so müssen wir auch Tag um Tag unseren Willen darauf richten und unsere Kräfte dazu sammeln, das selbstgeschaffene, selbstquälende Leid hinauszulassen und die frische, reine Luft der Lebensfreudigkeit, der Lebensbejahung in tiefen Zügen einzuziehen.

All die sonst unnütz vergeudeten Lebenskräfte werden wir so in uns sammeln und Mut und Stärke gewinnen, die großen, unänderlichen Leiden, die das Schicksal jedem auf die Schultern legt, mannhaft und würdig zu tragen.

## Dom Musketier zum General der Kavallerie.

Die Jahrhundertfeier der Befreiungskriege gibt uns Anlaß, den tapferen Krieger und heldenmütigen Führer zu gedenken. Und da interessiert uns der Sohn eines Landlehrers, der als einer der wenigen wohl in fast allen Schlachten mitgekämpft und dabei tatsächlich die militärische Stufenleiter von der untersten bis zur obersten Stufe erklimmen hat: General von Meyher.

Karl Meyher erblickte als Sohn des Lehrers von Groß-Schönbeck, Kreis Niederbarnim, am 21. Juni 1786 das Licht der Welt. Im einsamen märkischen Dorfe wuchs er auf, bei seinem Vater besuchte er die Dorfschule. Mit dieser Vorbildung trat er 1802 als Freiwilliger bei der preussischen Infanterie ein und hatte als Korporal Gelegenheit, sich bei der Belagerung von Koblenz auszuzeichnen. Als die preussische Armee zertrümmert am Boden lag, trat er als Wachmeister zum Schiffschen Freikorps über, mit welchem er den denkwürdigen Zug von Stralsund machte. Er war einer der wenigen, denen es gelang, sich durchzuschlagen. Das 1. Mareneregiment nahm ihn auf und hier beförderte der König den hervorragend begabten Wachmeister 1810 zum Offizier. Im Jahre 1813 focht er zunächst als Adjutant des Generals von Mäkel in der Avantgarde Yorks und hatte später Gelegenheit, sich in den Schlachten bei Lützen, bei Bautzen, an der Kappach und vor allen Dingen bei Leipzig auszuzeichnen. Das eiserne Kreuz II. und I. Klasse schmückten die Brust des Tapferen. Nach der Schlacht bei Belle-Alliance wurde er Stabsmeister, 1815 Major. Seit dieser Zeit wurde er stets im Generalstab verwendet. In Anbetracht seiner großen Verdienste wurde er 1828 von Friedrich Wilhelm III. geadelt. Dann stieg von Meyher schnell von Stufe zu Stufe: 1829 wurde er Oberstleutnant, 1832 Oberst, 1839 Generalmajor. 1846 schon erfolgte die Beförderung zum Generalleutnant. Nachdem er 1848 auf kürzere Zeit das Kriegsministerium verwaltet hatte, wurde er 1850 Chef des Generalstabes der Armee und 1855 General der Kavallerie. General von Meyher war eine liberal beliebte Persönlichkeit, hier für legt der Umstand Zeugnis ab, daß er 1849 von der ersten Wahlabteilung Berlins in die zweite Kammer gewählt wurde. Am 7. Oktober 1857 starb der General, auf dem Invalidenkirchhof in Berlin fand er seine letzte Ruhestätte. — Das Vaterhaus sah er in der letzten Zeit nicht mehr. Die Schwester des Generals war die Gattin des Lehrers Velth, der im Jahre 1848 als demokratischer Volksredner verfolgt und wegen „revolutive närer Antriebe“ seines Amtes entsetzt wurde. Kurt Poppe.

## Unsere Bilder

Eine Gruppe von Regenmessern. Annähernd 5000 freiwillige Beobachter aus allen Gegenden der britischen Inseln senden ihre Messungsergebnisse an die englische Zentrale unter der Leitung des betamten Meteorologen und Geographen Dr. Will ein. Um der Organisation eine breite, gemeinsame Basis zu schaffen, hat Dr. Will einer Vertreterversammlung seine einzig dastehende Sammlung vorgeführt.

Ein Regenregistriervorparat einfachster Konstruktion. Ein Schwimmskörper hebt sich, wenn der Wasserspiegel des im Freien aufgestellten Wassins steigt, und das Maß der Hebung wird durch ein Kettenrad, über das die Tragkette des Schwimmers läuft, auf einen Zeiger übertragen, der auf dem Umfang einer gerichten Stala die Regenmenge in Zentimetern abzulesen gestattet.

Ein neues Denkmal für 1813 bei Aum in Böhmen. Dieses neue Denkmal ist nach Entwürfen des Architekten Julius Schniebl, Prag, vom Baumeister Anton Plesch, Karbis, als mächtiger, hoher Monumentalbau fertiggestellt worden, der, fast auf jeden Schmitt verzichtend, durch seine wichtigen Formen und Flächen wirken will, wobei ihm die natürlichen Bruchflächen des verwendeten Basaltes zum besonderen Vorzuge gereichen. Über drei Terrassen erhebt sich auf einem durch mächtige Vorstümpfe gestützten und mit einem lichtpendenden Tor und zwei seitlichen Fenstern versehenen Hallenbau ein 20 Meter hoher zylindrischer Aufsatz, der als römischer Abakus einen in majestätischer Stellung des Siegers dastehenden Löwen trägt, ein Werk des Bildhauers Adolf Mayerl, Eger, ausgeführt von der A. G. vormalig Gladenbeck & Sohn, Bildgießerei in Fried-

richshagen. Das ganze äußere Denkmal zeigt gute ausgeglichene Formen, die sich von dem schönen Hintergrunde des Erzgebirges prächtig abheben. Doch hat es auch einen hohen inneren Wert, da es in der Halle ein Deckengemälde erhält, in dessen allegorischer Darstellung Kaiser Professor Carl Krattner und seine Schule in Prag den Zweck des Denkmals versinnbildlicht hat. Außerdem mit schönen, begnugnehmenden Sprüchen geschmückt, wird die Halle den Besucher in eine weisepolle Stimmung versetzen. Die feierliche Übergabe fand am 31. August statt.

Vom Arbeiter zum Hochschulprofessor. Ein ehrendes Beispiel für die geistige Energie und Regsamkeit eines deutschen Arbeiters ist der zum Professor an das Polytechnikum in Jomst in Rußland berufene Herr Franz Savel aus Jena. Er war früher Lithograph, bildete sich dann weiter und hat mehrere wertvolle Arbeiten über Linimentalkit und Chromolithographie veröffentlicht. Er wurde dann Mitglied an der königlichen Akademie in Leipzig und vor einiger Zeit berief man ihn als Professor an das Polytechnikum in Jomst.

In banger Erwartung. Die ganze Woche ist die gesamte männliche Strandbevölkerung dranhin auf hoher See gewesen, und nun wird sie mit reichem Fang zurück erwartet. Aber es haben derweil böse Stürme geherrscht, denen manch einer der in See gegangenen Vagabund zum Opfer gefallen ist. Wird auch einer darunter sein aus dem Fischerdorf, deren Frauen und Mütter hier in banger Erwartung die endlos gedehnte Wasserstraße abwarten, des Augenblicks harrend, da am Horizonte die Boote aufstehen? Die Schicksalsfrage bewegt die alten und die jungen Herzen: Wird die kleine Flotte vollständig sein, wird die Mannschaft so vollständig sein, wie sie hinausgefahren ist? Wer von all diesen Frauen, die hier auf dem Ausgud stehen, wird, wenn die Sonne sich abermals neigt, die schmerzliche Gewissheit haben, daß sie einen Vatten oder Sohn zu beklagen hat, daß jene fortan das Witwenkleid tragen müssen und diese um den Ernährer ihres Alters wird trauern müssen? Schicksalschwere Stunden, die die Frauen der Fischer immer wieder durchleben müssen.



Abgeblüht. „Also, meine Schatzkiste, wenn Sie mir die Hand zum Lebensbunde reichen, lege ich Ihnen drei Küsse öfter zu Füßen. (Verlebensbunde-pantje.) Euer geistlicher Amon die nicht?“ „Die Küsse haben aber der Küsse nicht!“

Albert Vorking als Sumovist auf der Bühne. Bekanntlich war Vorking in den Jahren 1835-1845 als Schauspieler am Leipziger Stadttheater tätig und hier ein erklärter Liebling des Publikums. Der Theatervorstand Dr. Demuth, war als außerordentlich streng bekannt. Eines Abends wurde das Schauspiel „Der reisende Student oder das Donnerwetter in der Mühle“ gegeben. Vorking hatte hierin ein Lied zu singen, das mit den Worten begann: „Ungehore Heiterkeit ist meines Lebens Regel.“ Einen Vers dieses Liedes, der eine Anspielung auf den Rector magnificus der Leipziger Universität enthalten sollte, wurde Vorking durch Dr. Demuth verboten, bei der Aufführung zu singen. Aber Vorking, dem der Vers ganz harmlos vorkam, sang diesen am Abend, und obgleich das Publikum seine Anspielung gemerkt hatte, diktierte Dr. Demuth dem Künstler eine Strafe von zwanzig Taler oder drei Tagen Arrest. Letztere verbüßte auch Vorking, da er nicht mit Geldgütern gesegnet war. Bald war ganz Leipzig von der Bestrafung Vorkings unterrichtet, und als dieser an einem der nächsten Abende die Bühne betrat wurde er vom Publikum mit stürmischen Applaus begrüßt. Vorking dankt nach allen Seiten, trat bis dicht an die Rampe und sagte unter lautloser Stille des Publikums: „Bei solch einem liebevollen Empfang überfällt mich eine ungeheure Heiterkeit.“ Jedoch mehr zu lächeln, vererbte Herrschaften, verbieten mich Demut und Bescheidenheit.“ - Jubelnde Applaus folgte diesen Worten. Nur der gestrenge Dr. Demuth war über diese Abfertigung wenig erbaut, denn er hatte es vorgezogen sich aus seiner Loge zu entfernen. A. W.

Gemeinnütziges

Gebakene Bücklinge. Die abgezogenen von ihren Kräten befreiten, in Stücke zerstückten Bücklinge oder Bücklinge werden in eine Pfanne mit heißer Butter getan und von beiden Seiten erhit. Dann schlägt man frisches Eier darüber, legt dafür, daß sie nicht in einanderlaufen, und brät sie nach Art der Zwiegeleier weiter.

Zur Bodenverbesserung bestimmte Mist muß trocken aufbewahrt werden. Sie zieht sich die Feuchtigkeit der Luft an. Trifft sie Regen so würde auch noch das wenige in ihr enthaltene kohlenfaure Kali ausgeleigt werden.

In der ersten Zeit des Lagerens ist das Durchgehen des Obstes sehr häufig vorzunehmen, da gerade kurz nach dem Trennen der Frucht vom Baume leicht Fäulnis bei den einzelnen empfindlicheren Früchten eintritt. Es ist also kurz nach der Ernte Vorrecht geboten.

ANSFÜHRUNG. O R A N R O S I A A S C H N A H E

Seim Giltlegen gegen Wühlmäuse sind Handkühbe zu tragen, wenn hastet der Geruch des Menschen an dem Mittel und der Erfolg ist sehr fraglich; die angewendeten Experimente bleiben dann meist unberührt.

Kästel.

Der Anfang ist dunkel und bitter das End. Schluß fort, in die Mitte ein Leben: Von hoch, es laßt dir Herz und Sinn Die kleine Meisterin.

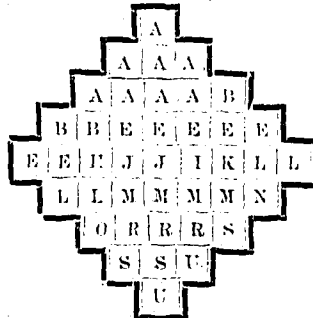
Melitta Vera.

Palindrom.

Die hat das Wort schon oft genannt. Das auch mit immer ist verwendet. Dasselbe muß das gleiche sein. Liegt du von rückwärts es herein.

Julius Fald.

Diamanträtsel.

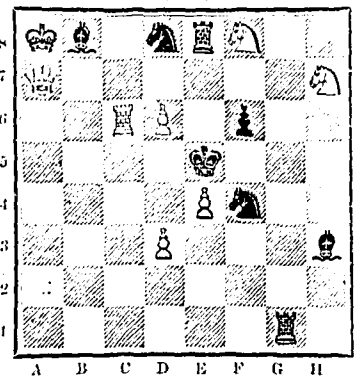


Nach Richtigeitstellung der Buchstaben wird durch die Querreihen bezeichnet: 1) Ein Laut. 2) Eine biblische Frau. 3) Ein weiblicher Name. 4) Ein Patridarchenwöhn. 5) Eine Stadt in Palästina. 6) Ein alttestamentlicher Mann. 7) Ein Mann zu Johans Zeit. 8) Ein Gewässer. 9) Ein Buchstabe. Die beiden sich kreuzenden Diagonale geben den gleichen Stadtnamen. Julius Fald.

Auslösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 91.

Von A. W. Daniel. Nachstadler Schachklub 1912. Schwarz.



Weiß. Matt in 2 Zügen.

Auslösungen aus voriger Nummer:

Des Anagramms: Dudsache, Rudod. — Des Buchstabenrätsels: Zudeben Studenten. Des Wälderrätsels: Wäld in Zeeleutrieden, so verah nicht Göt.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart

Allerlei

Küchengeheimnis. Was ist das doch gegen die Regel, daß auf Ihrem Menü der Fisch vor der Suppe kommt. — M e l l e r (vertraulich): „Unter uns, es ist die höchste Zeit, daß der Fisch serviert wird.“

Daher. M.: „Das Mädelche Ehepaar sieht aber schrecklich elend aus.“ V.: „Ja, wissen Sie, die dichten beide und leihen sich dann gegenseitig ihre Bedächte vor.“

Der Tierzuchtverein. „Na, Frau Huber, Ihr Mann wird wohl eine große Freude gehabt haben, als er gestern einstimmig zum Präsidenten des Tierzuchtvereins gewählt wurde?“ — „Aber freilich! Er hat auch sogleich ein Schwein, fünf Gänse und zwanzig Hühner schlachten lassen und die Vereinsmitglieder dazu eingeladen.“

Die böse Zahl dreizehn spielte im Staate Arizona in America einmal eine große Rolle. Die letzte Sitzung der dortigen Gesetzgebung wurde am 13. Januar eröffnet und war der Reihenfolge nach die dreizehnte; sie verlagte sich am 13. April und — dreizehnmal prügelten sich die Herren Gesetzgeber.

Ein Rezept wider das Zahnweh. König Friedrich der Große bemerkte einst, daß einer seiner Vagen den Vaden hielt, weil er starkes Zahnweh hatte. „Gehbe Er Achtung,“ sagte er zu einem Anwesenden, „den will ich trüben. Du,“ rief er hitzig, „was hast du wieder für tolle Streiche gemacht. Gleichwind auf die Hauptwache, es ist schon alles bestellt, es werden dir fünfzig Fuchtel angezählt, fort, fort!“ Der bestürzte Page wollte sich dem Könige zu Füßen werfen, aber der rief ihm so heftig zu, daß er eilen möchte, daß er endlich nach der Treppe schlich. Jetzt rief ihm der König zurück und sagte ihm mit freundlicher Stimme: „Mein Sohn, würest du noch etwas von deinem Zahnweh?“ — „Nein,“ sagte dieser, „der große Schrecken hat es mir vertrieben.“ — „Das war auch nur,“ antwortete der König darauf, „meine Absicht, nimm dieses,“ fuhr er fort, indem er ihm ein Goldstück in die Hand drückte, „und laufe die niederliegende Pulver.“